

Neue Herausforderungen für die Jugendarbeit

(Vortrag anlässlich der Veranstaltung der Jugendpflege des Landkreises Diepholz zur Eröffnung der Ausstellung „Jugendarbeit in Niedersachsen“ im Rahmen des niedersächsischen Jahres der Jugend am 8.11.2006 in Weyhe, Krs. Diepholz)

Einleitung

Fast 50 Jahre ist es inzwischen her, seit Jugendarbeit als dritte Sozialisationsinstanz neben Schule und Familie bezeichnet wurde. Und sogar über 100 Jahre ist es her, seit erstmals von staa tlicher Seite die Notwendigkeit gesehen wurde, die Entwicklung junger Menschen mit Angeboten in ihrer freien Zeit zusätzlich zu fördern. Damals hieß das Jugendpflege, später dann Jugendarbeit. Bis heute allerdings ist die Jugendarbeit bestenfalls teilprofessionalisiert. Und strukturell ist sie völlig unterausgestattet, um die von ihr erwarteten Leistungen tatsächlich erbringen zu können. Es verwundert daher nicht, dass seit Jahrzehnten immer wieder von der Krise der Jugendarbeit die Rede ist. Manche behaupten sogar, Krise wäre in der Jugendarbeit nichts besonders, sondern ein unentrinnbares Wesensmerkmal von ihr. Andererseits weiß die Gesellschaft, weiß die Öffentlichkeit seit den Anfängen von Jugendarbeit genau zu sagen, was sie alles von Jugendarbeit erwartet. Das muss längst nicht immer realistisch sein – und muss auch längst nicht immer pädagogisch vertretbar sein – angefangen vom Auftrag der ersten Jugendpflegeerlasse, männliche Arbeiterjugendliche von den gefährlichen Einflüssen der vaterlandslosen Sozialdemokratie fern zu halten und die Kontrollücke zwischen Schule und Militärzeit zu schließen, nachdem damals die Einführung des 10-Studentages in Industriebetrieben (also der 60 Stunden-Woche) einem Teil junger Menschen von ihnen gefährlich viel Freizeit gebracht hatte – wie es damals hieß.

Gegenwärtig sind es vor drei ganz große Herausforderungen, mit denen Jugendarbeit konfrontiert ist:

1. Die Bedingungen, unter den junge Menschen heute heranwachsen, sind heute ganz andere als jene, die die meisten heute Erwachsenen noch zu ihrer eigenen Kinder- und Jugendzeit erlebt haben. Oskar Negt, einer der bedeutendsten deutschen

Soziologen, spricht davon, dass die Unterschiede zwischen den Generationen jedenfalls seit 200 Jahren – also seit der Zeit der französischen Revolution und seit dem Beginn der Industrialisierung – nicht mehr so groß waren wie heute. Darauf haben sich aber sämtliche Sozialisationsinstanzen noch viel zu wenig eingestellt. Ihre Grundvorstellungen stammen fast durchweg noch aus Zeiten, die es so für junge Menschen längst nicht mehr gibt. Am deutlichsten gilt das für die Vorstellung, alle jungen Menschen könnten am Arbeitsmarkt unterkommen, wenn sie sich nur mehr bemühen und anpassen würden. – Die erste Herausforderung ist also die Herausforderung durch tief greifend veränderte Lebensbedingungen.

2. Sämtliche Institutionen, die mit jungen Menschen zu tun haben – von der Schule über berufliche Bildungsmaßnahmen bis hin zur Polizei – rufen immer nachhaltiger nach Unterstützung durch die Soziale Arbeit, damit sie auch heute noch ihrem eigenen Auftrag gerecht werden zu können – der immer schwerer zu erfüllen sei. – Die zweite Herausforderung ist also die Herausforderung durch andere Institutionen.
3. Gleichzeitig führt die gigantische Umverteilung gesellschaftlich vorhandener Reichtümer in unserer Gesellschaft von unten nach oben zu einer immer größeren Verknappung öffentlicher Ressourcen. Und im Jugendbereich wirkt sich das besonders massiv aus: Denn nach wie vor gilt Jugendarbeit vielen nicht als öffentliche Pflichtaufgabe, auf die jeder junge Mensch bei Bedarf Anspruch hat, sondern als Kann-Leistung. Und die heißen Kann-Leistungen, weil man die besonders leicht kürzen kann. - Das ist die dritte Herausforderung, nämlich die durch die wachsende Schere zwischen Aufgabenzuwachs und Ressourcenverknappung.

Im Kinder- und Jugendhilfegesetz heißt es zwar eindeutig: Jeder junge Mensch hat das Recht auf Förderung seiner Entwicklung. Jeder: auch jeder Auffällige, Anstößige oder Straffällige. Wenn ich aber die Realität betrachte, dann habe ich oft den Eindruck, als ob da stehen würde: Jede Institution, jede Gemeinde, jede Schule, jedes Unternehmen oder jede Nachbarschaft, die mit jungen Menschen Probleme oder Stress hat, hat Anspruch darauf, dass Jugendhilfe ihr das Problem vom Hals schafft.

Jugendarbeit soll heute, folgt man den Debatten in der Kommunalpolitik und in den Medien,

1. mit immer weniger Ressourcen immer mehr leisten,
2. sich zusätzlich auf immer neue Aufgaben einstellen und
3. außerdem auch noch anderen Institutionen zur Hilfe kommen und ihnen deren Aufgaben und Probleme abnehmen (von der Schule über die Jugendsozialarbeit bis zu Polizei).

Dass das nicht funktionieren kann, das weiß jeder. Andererseits sind die neuen Herausforderungen aber auch nicht von der Hand zu weisen. Nacheinander möchte ich dazu auf folgende drei Punkte eingehen:

1. auf den Wandel der Bedingungen des Aufwachsens
2. auf den neuen Kooperations- und Unterstützungsdruck von außen
3. auf den Umgang mit fortschreitender Ressourcenverknappung

Wandel der Bedingungen des Aufwachsens

Jugendarbeit hat es heute mit jungen Menschen zu tun, die wissen, dass man in dieser Gesellschaft nur etwas werden kann, wenn man etwas ist, nämlich beruflich ist. Aber sie wissen auch, dass es immer ungewisser und unkalkulierbarer geworden ist, wie man dieses Ziel denn auch tatsächlich erreichen kann. Und wer mit den ersten Schritten Erfolg hat, der oder die weiß noch längst nicht, ob er oder sie auch dauerhaft die eigene Existenz über berufliche Arbeit wird sichern können. Die Angst vor beruflicher Nichtintegration ist längst bei jungen Menschen so groß wie keine andere Angst. Und Erwachsene, ob Eltern, ob Lehrer, ob Fachkräfte in berufsfördernden Maßnahmen oder auch Fachkräfte in der Jugendarbeit, können ihnen vielleicht noch - wie eh und je - sagen, wo es langgehen *soll* im Leben. Wo es aber - mit guter Aussicht auf Erfolg – tatsächlich lang gehen *kann*, das können sie immer weniger sagen. Diejenigen unter ihnen, die Kinder im Jugendalter haben, werden mit diesem Dilemma ihre leidvollen Erfahrungen haben, wenn es darum geht, wie ihre Kinder ihren Weg finden.

Junge Menschen stehen heute praktisch alle vor dem Problem, dass einerseits nach wie vor allen, auch ihnen selbst, berufliche Integration als unerlässliche Grundlage dafür gilt, aus dem eigenen Leben etwas zu machen, gesellschaftlich dazu zu gehören und am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können. Aber die *Erreichbarkeit* stabiler beruflicher Integration, die die Existenz sichert und die irgendwann dann auch mal eine Familiengründung zulässt, die ist zum zentralen Problem geworden. Wichtigkeit und Erreichbarkeit klaffen immer weiter auseinander, oder anders gesagt: das gültige Lebenskonzept und die tatsächliche Lebensrealität entfernen sich immer mehr voneinander. Und keiner kann sagen, wie dieses Problem in den Griff zu kriegen ist. Trotz aller politischen Beschwörungen und Willensbekundungen wächst es immer weiter. So sind allein vom letzten Schulentlassjahrgang 50 000 ausbildungsfähige Bewerber leer ausgegangen. Und von den vielen Zugewanderten unter den jungen Menschen hat inzwischen kaum noch einer eine Chance auf einen Ausbildungsplatz. Vor fünf Jahren hatten noch viermal so viele von ihnen eine Ausbildung beginnen können wie 2006. Und auch damals sah es schon verdammt schlecht aus für sie.

Letztlich bringt dieses Brüchigwerden bislang für selbstverständlich gehaltener Lebenswege auch das ganze bisherige Verständnis des Umgangs von Erwachsenen mit jungen Menschen durcheinander, vor allem das Verständnis von Eltern, Lehrern, Ausbildern usw.. Denn sie alle sind mit einer jahrhundertelangen Grundhaltung groß geworden, die ich aus heutiger Sicht etwas provokant als Besserwisserkultur bezeichnen möchte. In der tradierten Besserwisserkultur galt es als selbstverständlich, dass Erwachsene besser wissen, was für junge Menschen gut ist – und diese sich entsprechend anzuleiten und zu belehren lassen haben. Unsere Schulpflichtschule stützt letztlich ihre ganze Legitimation darauf zu versprechen, dass man in ihr fürs Leben lernt und dass, wer sich anstrengt und was leistet, auch was wird. Wie realitätsfremd dieses Versprechen inzwischen aber geworden ist, vor allem in der Hauptschule, das haben manche Unmotivierte, Störer oder Schulschwänzer längst intuitiv viel besser im Gespür als viele Lehrerinnen und Lehrer. Viele Probleme, die Schule heute hat, und die sie heute immer mehr nach Unterstützung durch Soziale Arbeit bzw. durch Jugendarbeit rufen lässt, liegen aus meiner Sicht vor allem darin begründet, dass der Schule ihre eigenen Zukunftsversprechen immer mehr unter den Fingern wegrinnen.

In bislang nie gekannter Weise sind heranwachsende junge Menschen heute darauf angewiesen, sich eigene Wege zu suchen und dabei handlungsfähig zu werden in einer Welt unüberschaubar und unkalkulierbar vieler Möglichkeiten und Risiken. Das macht für sie u.a. die Kommunikation und den Austausch mit Gleichaltrigen so ungeheuer wichtig, die wie sie auf der Suche nach tragfähigen Lebenswegen sind. Erwachsene lassen sie genau damit andererseits immer häufiger allein. Bis in viele Familien hinein interessiert man sich immer weniger für sie und reagiert oft nur noch dann auf sie, wenn man sich über sie ärgert. Ansonsten hat man selbst genug am Hals. Gerade dieser wachsende Mangel traditioneller sozialer Einbindungen macht umgekehrt Beziehungen zu Gleichaltrigen, vor allem selbst geschaffene soziale Zusammenhänge in Freundeskreisen, Cliques und Szenen heute für sie so wichtig. (Und – das möchte ich hier einschieben: die einzigen, die diese Cliques ernst nehmen, ja, die überhaupt einigermaßen durchblicken, was sich da alles tut, sind meist Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter.) Immer häufiger sehen junge Menschen heute ihre Clique als zweite Heimat oder als ihr wichtigstes Zuhause. Und gleichzeitig geraten junge Menschen heute mit ihren Gleichaltrigengruppierungen immer leichter in Konflikte mit Erwachsenen. Inwiefern, das möchte ich zunächst mit zwei Geschichtsvergleichen beschreiben:

- Früher einmal sollten Jugendeinrichtungen jungen Menschen vor allem ein Stück Schonraum bieten zum Schutz vor allgegenwärtiger sozialer Kontrolle durch das soziale Umfeld, durch Familie, Nachbarschaft, Milieu usw.. Das spielt heute selbst auf dem Lande kaum noch eine Rolle, allenfalls noch in ganz kleinen Dörfern mit besonders wenigen Zugezogenen. Inzwischen sind Jugendeinrichtungen weit eher

Restzonen für Kinder und Jugendliche in einer Welt, in der man sie eigentlich nirgendwo mehr haben will - außer dort, wo sie ausdrücklich hinsollen.

- Zweiter Vergleich. Zu meiner Kinderzeit konnten wir noch fast überall spielen, auf der Straße, auf etlichen Gewerbegrundstücken, auf dem städtischen Bauhof, am Kanal usw.. Ärger kriegten wir dann, wenn wir etwas angestellt hatten. Heute kriegen Kinder und Jugendliche meist schon dann Ärger, wenn sie sich irgendwo mit mehreren Gleichaltrigen aufhalten, wo ihnen das nicht ausdrücklich erlaubt oder empfohlen wurde. Und wenn sie fremd aussehen, sei es durch Outfit oder Herkunft, dann eskalieren dort ganz schnell heftige Vertreibungsversuche.

Eine Jugendarbeit, die sämtliche jungen Menschen von der Straße holen will, wäre damit völlig überfordert. Viel wichtiger aber wäre noch, dass solch ein Bemühen kaum noch etwas zu tun hätte mit einer Förderung junger Menschen. Und das ist schließlich ihr Auftrag, Ihr oberster Auftrag ist nicht, wie es heute so oft scheint, die Umwelt möglichst frei zu halten von Störungen durch Kinder- und Jugendliche, mit einer Staubsaugerpädagogik alle auffälligen und störenden jungen Menschen in die Jugendeinrichtungen zu holen.

Hinter der mit jenen zwei Beispielen beschriebenen Veränderung steht eine tief greifender gesellschaftlicher Veränderungsprozess, ein Prozess, den die meisten Erwachsenen allerdings gar nicht so recht zur Kenntnis genommen haben: Bis vor einigen Jahrzehnten lebten wir in einer Welt, in der insbesondere viele offene, nicht umbaute Territorien vielfältig genutzt werden konnten. Inzwischen aber wird immer selbstverständlicher davon ausgegangen, dass überall alles zu unterbleiben hat, wozu Flächen nicht ausdrücklich und ausschließlich gedacht sind: Sie sind nur noch Verkehrsflächen, ausschließlich Einkaufszentrum, ausschließlich Abstandsräume zwischen Wohnblocks oder ausschließlich ökologische Schutzzone. Junge Menschen verfügen aber über keine solchen exklusiven Territorien, in denen sie bestimmen können. Sie werden folglich überall verdrängt. Fußballspielen z.B. geht heute fast nur noch, wenn man bereit ist, sich an den leistungsorientierten Trainings- und Turnierbetrieb der Sportvereine in festen Mannschaften und zu regelmäßigen Zeiten anzupassen. Und umgekehrt müssen die Sportvereine für all die Kinder geeignete Trainer finden, die eigentlich nur mal ein bisschen bolzen wollen.

Der vor 20 Jahren verstorbene Jugendsoziologe Hellmut Lessing hat diesen hier grob skizzierten gesellschaftlichen Veränderungsprozess einmal sehr treffend verglichen mit der Zeit der Vertreibung und Kriminalisierung der Nomaden vor etwa 2000 Jahren nach der Entstehung des Privateigentums an Grund und Boden. Er fordert denn auch umgekehrt, dass Jugendarbeit gar nicht versuchen dürfe, all solche vertriebenen jungen Menschen aufzufangen und in Restzonen zu betreuen. Sie müsse vielmehr die permanent laufenden Bemühungen und Versuche junger Menschen nach Wiederaneignung von Umwelt fördern

und unterstützen. Jugendeinrichtungen müssen Stützpunkte zur Einmischung in die Lebenswelten werden, fordert ergänzend Hans Tiersch, inzwischen fast schon ein Säulenheiliger der Sozialpädagogik.

Ich will es bei diesen wenigen Aspekten zu den veränderter Bedingungen des Aufwachsens junger Menschen belassen, obwohl uns allen sicherlich noch etliche andere wichtige Punkte im Hinterkopf sind. Ich will mich aber jetzt dem zweiten Bereich der neuen Herausforderungen zuwenden, nämlich den Kooperations- und Unterstützungsaufforderungen durch Institutionen wie Schule, berufliche Bildung, Polizei u.a.:

Neuer Kooperations- und Unterstützungsdruck von außen

In unserer Gesellschaft halten wir es für völlig selbstverständlich, die Förderung der Entwicklung junger Menschen auf unterschiedlichste Institutionen aufzuteilen. Allenfalls erfinden wir immer noch neue zusätzliche, wenn das vorhandene Spektrum nicht zu reichen scheint. Das mag *vielleicht* sinnvoll gewesen sein in Zeiten, in denen es klare verlässliche Stufenabfolgen in der Entwicklung vom kleinen Kind zum Erwachsenen gab. Das, was vor allem Schule und berufliche Bildung leisten, hat aber längst nicht mehr den Effekt, den es mal hatte. Eine Studie des Deutschen Jugendinstituts, immerhin eines halbstaatlichen Instituts, kam Ende der 90er Jahre beispielsweise zu dem Ergebnis, dass die gängigen berufsfördernden Maßnahmen in Gegenden mit extrem hoher Arbeitslosigkeit junge Menschen in der großen Mehrheit (!) eher lebensunfähiger und chancenärmer entlassen als sie gekommen sind. Und ich erinnere mich an eine andere Untersuchung über Schulverweigerer, die zu dem Ergebnis kam, dass diese sich trotz riskanterer Lebensweise im Schnitt als leistungsfähiger und als psychisch stabiler zeigten als jene Schulversager, die weiter brav zur Schule gehen. Das muss uns zu denken geben! Da ist doch offensichtlich in unseren Hilfesystemen und in unseren Angeboten zur Förderung junger Menschen einiges faul. Kooperationen müssen also immer auch gemeinsam nach *neuen*, nach angemesseneren Wegen suchen, nicht aber den anderen einzuspannen, um besser so weiter machen zu können wie bisher.

Häufig läuft es aber genau darauf hinaus. In zukunftsgerichtete Kooperation kann Jugendarbeit sich vor allem einbringen als besondere Experten der Lebenswelten junger Menschen, die sich mit jungen Menschen auf viel breiterer Ebene auskennen als typischerweise Lehrer, Polizisten im Rahmen ihrer jeweiligen Tätigkeiten. Kooperationen, die jungen Menschen nützen, die aber gleichzeitig auch Schule oder Polizeiarbeit effektiver machen sollen, sind auf dieses Expertenwissen angewiesen. Jugendarbeit muss denen das nur richtig verkaufen, dass sie da was Wichtiges zu bieten hat. Und sie muss

sich umgekehrt verweigern, gering geschätzte Hilfsdienste und Feuerwehrtätigkeiten für andere zu übernehmen.

Wenn Jugendarbeit heute um Kooperation oder Unterstützung angegangen wird, dann läuft das aber meist genau in diese Richtung. Am Beispiel Schule will ich das näher ausführen, weil gerade das gegenwärtig so viel diskutiert wird: Was wir gegenwärtig als Entwicklung zur Ganztagschule erleben, das ist in den allermeisten Fällen kaum mehr als die bloße Ergänzung der bisherigen Fachunterrichtsschule um Beaufsichtigungs- oder Beschäftigungsangebote zum Billigtarif, die vor allem folgenden Zwecken dienen sollen:

1. der Betreuung von Hausaufgaben, (die international so kaum ein anderes Ganztagschulsystem kennt),
2. der Erleichterung von Berufstätigkeiten für Mütter,
3. der Reduzierung von schlechten Einflüssen auf die Schülerinnen und Schüler, durch wen oder was auch immer.

Eine stärkere Verbindung von kognitivem Lernen und sozialem Lernen, von Wissensaneignung und Lebensbefähigung sucht man da meist vergebens, und erst recht eine Öffnung zu den Lebenswelten junger Menschen. Wie anders das sein könnte, das will ich Ihnen anhand eines Erlebnisses schildern:

Vor einiger Zeit war ich vom Jugendamt der Stadt Flensburg zu einer Veranstaltung eingeladen, in der es u.a. um die Kooperation von Schule und Jugendarbeit ging. In einer Arbeitsgruppe forderten Schulvertreter Unterstützung von der Jugendarbeit ein, da an ihren Schulen Störungen, Gewalt und Zerstörungen von Randalcliquen ungeheuer zugenommen hätten und man damit nicht mehr klar käme. Verwundert mischten sich plötzlich Lehrer einer dänischen Schule ein. Ich hatte gar nicht daran gedacht, dass es ja in Nordschleswig spezielle Minderheitenrechte für Dänen gibt, zu denen auch eigene Schulen nach dänischem Muster gehören. Diese dänischen Lehrer – die schließlich in der gleichen Stadt tätig waren – verstanden das Problem überhaupt nicht. Sie würden so etwas an ihren Schulen überhaupt nicht kennen. Das wiederum überraschte die deutschen Teilnehmenden kolossal. Wir versuchten dann gemeinsam heraus zu finden, woran das denn wohl liegen könne. Heraus kam, dass die Lehrer an den dänischen Schulen sich als Lernberater in sehr anregenden und vielfältigen ganztägigen sozialen Lernmilieus verstanden, Lernmilieus, die in der Schule entstehen und wachsen – aber auch im ständigen Austausch mit den Lebenswelten der Schülerinnen und Schüler stehen. Cliques entwickeln sich dort also nicht in Abgrenzung zur Schule, sondern in und mit dem Lernmilieu in der Schule. Sie fühlen sich in der Schule zu Hause beachtet, geschätzt und respektiert. Und das macht sie u.a. fähig, anstößiges Verhalten untereinander einzudämmen und zu verhindern.

Dieses Beispiel zeigt, dass es mit einer Unterstützung von Schule, so wie sie heute ist, nicht getan ist. Und dieses Beispiel zeigt zweitens, wie dringend Schule von Jugendarbeit nicht nur ein Abdecken evtl. Nachmittagsangebote braucht, sondern viel weiterreichende

Impulse zur Entwicklung und Veränderung von Schule insgesamt. Wäre so etwas möglich, dann hätte ich auch nicht Angst, dass der Trend zur Ganztagschule guten und wichtigen Angeboten von Jugendarbeit den nötigen Raum nimmt – eine in der Jugendarbeit heute sehr verbreitete Befürchtung.

Und noch ein letzter Gedanke zur Kooperation: Bislang habe ich es völlig vermieden, über Prävention zu sprechen. Dabei ist Prävention in vielen Debatten um Jugendarbeit längst zum Schlüsselbegriff geworden. Um so wichtiger ist es, die Jugendarbeit davor warnen, sich vor den Präventionskarren anderer spannen zu lassen. Denn ihre oberste Aufgabe ist lt. §1 KJHG die Förderung der Entwicklung junger Menschen. Die Förderung beinhaltet natürlich immer auch den umsichtigen Umgang mit Gefahren. Aber die Förderung kann und darf sich nicht in dem Schutz vor Gefahren erschöpfen. Genau das aber macht die öffentliche Präventionsdiskussion seit Jahren fast durchweg. Dass das so passiert, das lässt sich auch leicht erklären: Eine Gesellschaft, die der Jugend keine Zukunft, zumindest keine wirklich kalkulierbaren Wege dahin mehr bieten kann, die hat guten Grund, sich vor dieser Jugend und vor deren Ansprüchen zu fürchten - und zu schützen. Das - und nichts anderes – halte ich für den eigentlichen Kern der Präventionsdebatte! - Außerdem ist immer wieder darauf hinzuweisen: Jugend ist nicht der entscheidende Verursacher wachsender Risiken in dieser Gesellschaft. Aber allein jene Risiken, die von der Jugend ausgehen oder die jungen Menschen zugeschrieben werden, lassen sich thematisieren, ohne damit auch gleich die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu problematisieren.

Zum Umgang mit fortschreitender Ressourcenverknappung

In meiner Einleitung habe ich bereits von der notwendigen Balance zwischen Erwartungen an die Jugendarbeit und ihrer Ausstattung und Leistungsfähigkeit gesprochen. Das ist gerade in Zeiten immer massiverer Kürzungen besonders wichtig. Prioritäten setzen zu können, und zwar fachlich *begründet* Prioritäten setzen zu können, das wird dann zu einer zentralen Schlüsselqualifikation. Das Schwierigste ist dabei meist nicht zu entscheiden, was oben auf die Liste kommt und Kernaufgabe sein soll, sondern, was dann zwangsläufig weiter nach unten rutschen oder bis unter den Strich rutschen muss, was dann vielleicht nur noch nebenbei, nur noch zum Schein oder überhaupt nicht mehr geleistet werden kann. Und als erstes müssen dann natürlich solche Aufgaben unter den Tisch fallen, die primär oder ausschließlich im Interesse der Erwachsenenwelt oder anderer Institutionen liegen – es sei denn, für solche Leistungen nach außen werden auch adäquate Gegenleistungen eingeworben. Dass Angebote von Jugendarbeit für junge Menschen meist kostenlos sind, das finde ich gut und wichtig. Aber im übrigen gilt: Wenn Jugendarbeit ernst genommen werden will wie andere Institutionen auch, dann muss sie auch von denen angemessene Gegenleistungen für ihre Unterstützungsleistungen einfordern. Und sie muss versuchen,

über diesen Weg zusätzliche Ressourcen einzuwerben, die dann jungen Menschen wieder zugute kommen.

Eine letzte Bemerkung zum ländlichen und kleinstädtischen Raum, in dem das Einwerben zusätzlicher personaler und materieller Ressourcen immer schon eine besonders große Rolle gespielt hat: Z.B. hat es im ländlichen Raum immer eine besonders fruchtbare und lebendige Verzahnung von ehrenamtlicher und professioneller Arbeit in der Jugendarbeit gegeben, die in ein aktives Unterstützernetz eingebunden war. Das ist einer der Gründe, weshalb das verbreitete Bild nicht stimmt, die Jugendarbeit auf dem Lande hinterher zu sein. Sie hat immer ihre eigene Qualität und ihre eigenen Stärken gehabt – allerdings vielerorts auch ihre eigenen Schwierigkeiten, im demokratischen Sinne plurale und selbstbestimmte Entfaltungsmöglichkeiten junger Menschen zuzulassen, die nicht dem lokalen Mainstream entsprachen.

Die Jugendarbeit im ländlichen und kleinstädtischen Raum ist allerdings gegenwärtig auch ganz eigenen Risiken der Überforderung ausgesetzt, ob durch die Auswirkungen der Arbeitsmarktlage auf Ehrenamtliche, durch Erwartungen von Schule, durch Rechtsvorschriften, durch die Überstrapazierung von Eltern oder was auch immer – bis hin zu jener scheinbaren Kleinigkeit, dass beispielsweise der Engpass an Trainern und Übungsleitern in Sportvereinen viel geringer wäre, wenn Kinder auch so draußen bolzen oder sich austoben könnten, ohne dazu unbedingt in Vereine zu müssen.

Gerade im ländlichen Raum sind auch heute noch für Jugendarbeit die Möglichkeiten vergleichsweise groß, mit dem sozialen Umfeld junger Menschen in Kontakt zu sein und von dort Unterstützung und Rückenstärkung zu erfahren. Auch die Möglichkeit, jungen Menschen ihre informellen Treffpunkte erhalten oder neue hinzugewinnen zu können, lässt sich dort oft viel eher realisieren, wo man sich kennt. Und das sind Faktoren, die gerade für eine Zukunft besonders wichtig werden, in der es verlässliche und standardisierte Lebenswege nicht mehr gibt. Die konzeptionelle Antwort der Sozialen Arbeit darauf ist vor allem der Anspruch, künftig immer stärker lebensweltorientiert zu arbeiten. Und hinsichtlich dieser Zukunftsaufgabe hat die Jugendarbeit im ländlichen Raum der Jugendarbeit im großstädtischen Bereich einiges voraus. Diese Chancen gilt es zu nutzen und auszubauen, selbstbewusst und überzeugt von der eigenen Professionalität und Kompetenz. Gefährlich dagegen sind jene Tendenzen des Abdriftens in ohnmächtige Jammerkulturen. Und genau so gefährlich und unverantwortlich sind jene Tendenzen, sich selbst immer wieder zu überfordern – oder überfordern zu lassen.

Nur eine Jugendarbeit, die weiß, was sie wert ist, was sie unter den gegebenen Bedingungen professionell leisten kann - und die das auch offensiv vertritt -, wird auch die angemessene Wertschätzung von außen erfahren können. Die Ausstellung der niedersächsischen Jugendverbände, die hier heute eröffnet wird, ist ein Weg in diese Richtung.